

Charlotte Lyne

Kains Erben

Historischer Roman



*Für Chricke,
bevor die Bücher aussterben*

*Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.
Dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und vlouc in anderiu lant.
Sît sach ich den valken schône vliegen:
er vuorte an sînem vuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn.
Got sende si zesamene, die geliep wellen gerne sin.
Der von Kûrenberg, Falkenlied*

Prolog

Carisbrooke Castle, Isle of Wight, am Palmsonntag des Jahres 1273

„Currite, dum lumen vitae habetis, ne tenebrae mortis vos comprehendant.“

„Lauft, solange ihr das Licht des Lebens habt, damit die Schatten des Todes euch nicht überwältigen.“

Benediktsregel, Prolog, 13

Es war still im Brunnenhof. Solch erhabene Stille gab es hier nur an hohen Feiertagen, und genau diese Stille brauchte Amicia heute. Sie hatte den Tag mit Umsicht gewählt.

Es war Palmsonntag. Tag des Triumphes und zugleich ein Tag voll bitterem Ernst. Am Morgen waren sie mit langen Eibenzweigen zur Kapelle St. Nicholas in Castro gezogen, allen voran die Priester in ihren Prunkgewändern, die Messdiener und die Jungen, die den Palmesel führten. Sie hatten Hymnen gesungen, die in den Morgen hallten, bis die Nebel sich klärten und verhaltenem Sonnenlicht Raum gaben. *Heil dir, Festtag! Jesus, der Herr, zog in seiner Stadt Jerusalem ein.*

Sobald aber die Messe vorüber war, senkte sich Schweigen auf die Gemeinde, denn mit dem Palmsonntag begann die Leidenszeit des Herrn. Auf lärmende Freude folgte finsterer Schmerz. Jedes Spiel war verboten, doch Amicia und ihre Freunde trieben kein Spiel. Was sie taten, war des Palmsonntags würdig. Amicia würde an diesem Tag ihre Verlobung feiern.

So umsichtig wie den Tag hatte sie den Ort gewählt: Der Brunnenhof lag innerhalb des Donjons, des Wohnturms der Burg, von verstärkten Mauern umgeben und geschützt hinter einer bewachten Vorhalle. Der Burgherr hatte ihn einst dort angelegt, damit die Bewohner an Wasser kamen, falls die Burg belagert wurde. Für gewöhnlich aber schöpften die Mägde ihr Wasser am Hauptbrunnen bei den Stallungen, und an hohen Feiertagen wie diesem ging überhaupt niemand schöpfen. So hatten Amicia und ihre Freunde den Brunnenhof für sich.

Niemand würde sie erwischen. Hinter der Mauer zur Rechten lag das private Gemach der Burgherrin, doch diese benutzte es nur, um allein zu sein oder – gelegentlich – um mit Amicia am Fenster zu sitzen und ihr den Reichtum der Insel zu zeigen. Heute war Isabel nicht allein und hatte auch keine Zeit für Amicia. Nach der Messe war Adam gekommen und Isabel war mit ihm fortgeritten, einerlei, ob es sich am Feiertag schickte oder nicht. Amicia und ihre Freunde hatten unbemerkt durch ihr Zimmer in den Brunnenhof entschlüpfen können.

Jetzt standen sie hier, in zwei Paare geteilt, rechts Amicia und Abel und links Aveline und Vyves. Wann immer sie an ihre Freunde dachte, erfüllte es Amicia mit Stolz: Waren sie nicht die besten Gefährten,

die ein Mädchen von acht Jahren, das nichts Besonderes, sondern nur ein Findling war, sich wünschen konnte? Ihr Bruder Abel. Ihre Freundin Aveline. Ihr Liebster, Vyves.

Gemeinsam waren sie etwas Besonderes. Sie waren die Kinder von Carisbrooke. Die letzten vier.

Noch im Herbst waren sie zu fünf gewesen. Dann war Thomas, Avelines Bruder, über Nacht gestorben.

Isabel, seine Mutter, war nicht auf der Burg gewesen, doch die ärmste Aveline hatte alles miterlebt.

Mitleid überfiel Amicia. Sie könnte es nicht ertragen, ihren Bruder zu verlieren. Sie und Abel waren Zwillinge. Als Säuglinge in einem Korb beim Torhaus gefunden, von der Burgherrin Isabel aufgezogen; sie waren ohne Wissen um ihre Herkunft und doch nicht wurzellos, weil sie einander hatten. Amicia brauchte keinen Spiegel, wenn sie wissen wollte, wie sie aussah, denn sie sah aus wie Abel: Haar wie das Gefieder eines Amselweibchens, schräge, schmale Augen, ein grünes Blitzen zwischen schweren Lidern, breite Wangenknochen und ein forsches Kinn.

Jäh schmiegte Amicia sich in Abels Arm, obwohl der Bruder eine Handbreit kleiner war als sie. Zum Ausgleich war er der Klügste von allen. Er würde Priester werden, wenn er alt genug war, und schon heute sollte er die Rolle des Priesters übernehmen. Zuvor schloss er als Amicias nächster Verwandter für sie die Verlobung. Hätte sie einen Vater gehabt, so hätte der den Brautvertrag unterzeichnen müssen, doch wo der Vater fehlte, war ein Bruder der beste Ersatz.

Vyves hingegen, Amicias Bräutigam, hatte einen Vater. Er war der Sohn von Herrn Elijah, Isabels Finanzier, der unter ihrem Schutz innerhalb der Burgmauern lebte. Ihn aber hatten sie nicht bitten können, den Vertrag für seinen Sohn zu unterzeichnen.

„Es geht nicht“, hatte Abel zu Vyves gesagt. „Weißt du nicht selbst, dass es auf diese Weise nie möglich wäre?“

Auch die Ketubah, die Vyves hatte abfassen wollen, um nach jüdischem Brauch die Rechte der Braut festzulegen, hatte Abel ihm verwehrt. „Wenn du Amicia heiraten willst, musst du dich von alldem trennen, Vyves.“

„Aber das kann ich nicht!“, hatte Vyves ausgerufen. „Ich kann doch kein anderer werden, als ich bin.“

Bekümmert hatte Abel den Kopf gewiegt. „Das wirst du müssen. Du kannst nur Amicia wählen oder dein Volk.“

Starr vor Angst hatte Amicia dabeigestanden, überzeugt, sie werde es nicht überleben, wenn Vyves sich gegen sie entschied. Und er musste sich gegen sie entscheiden! Schließlich konnte kein Mann seinem Volk und der Ordnung, in die er geboren war, den Rücken kehren. Ratlos hatten sie einander angesehen, Amicia voll Zorn auf sich selbst, weil ihr die Tränen kamen.

Vyves rettete ihr das Leben, indem er schlicht aufstand, und erklärte: „Wenn es sein muss, wähle ich Amicia.“

Ich vergesse es dir nie, schwor ihm Amicia stumm. *Solange ich lebe, ich vergesse es dir nie.*

Wind wehte ihr den Schleier übers Gesicht. Sie hatte ihn aus Isabels Truhe genommen. Woher hatte wohl Vyves seinen blauen Surcot? Obwohl Vyves schon zehn Jahre alt und so gut wie ein Mann war,

war er ihm zu groß, aber schön sah er trotz dem darin aus. Seine schwarzen Locken glänzten wie gelackt. *Vyves, Vyves, Vyves!* Ihr Freund, ihr Herzensgeliebter.

In seinen Augen blitzte ein Lächeln, und just in diesem Augenblick drang fahles Sonnenlicht durch die Wolken, und der Wind, der bis in den geschützten Hof drang, legte sich. Amicia spürte ihr Herz schlagen. Sie hatte ein Heim, sie hatte eine Familie, und sie würde ihr Leben mit dem besten Mann der Welt teilen. Konnte ein Mädchen auf Erden glücklicher sein?

Neben Vyves stand Aveline und blickte hilfesuchend hinüber zu Abel. Wie üblich wusste sie nicht, was zu tun war. Kein Mensch hätte erraten, dass dieses verlorene Wesen die Älteste von ihnen war. „Aveline wird immer ein Kind bleiben“, hatte Amicia Adam de Stratton sagen hören, und sowenig sie Adam mochte, darin musste sie ihm recht geben. Aber selbst wenn Aveline ein Kind blieb, so war sie nach Thomas' Tod dennoch die Erbin der Burg. Deshalb kam es ihr zu, für Vyves den Vertrag zu unterzeichnen, auch wenn er ihr dabei die Hand führen musste.

Amicia warf einen Blick über die Brunnenmauer. Wie oft hatte sie mit Abel hier gestanden, um Steine in die schwarze Tiefe zu werfen. Hundertfünfzig Fuß tief war der Brunnen, sie hatten gezählt, bis der Stein mit einem Platschen ins Wasser tauchte: sieben, acht, neun, zehn. Sie würde es nie wieder tun. Die Zeit für solche Albernheiten war vorbei. Sie war kein Kind mehr, sondern eine Braut.

Abel nickte Aveline zu, dann trat er vor und senkte den Blick auf den Vertrag. „Ich, Abel von Carisbrooke, grüße Euch, Aveline de Fortibus. Ich geleite meine Schwester Amicia, die Amsel von Carisbrooke.“ Amsel von Carisbrooke – den Namen hatte Vyves ihr gegeben, weil sie amselbraunes Haar hatte und das Lied, mit dem in der Brunft ein Vogel dem anderen Antwort gab, täuschend nachahmen konnte.

Aveline warf sich in die magere Brust. „Ich, Aveline de Fortibus, geleite meinen Untertan, Vyves Chantor.“

„Vyves ben Elijah“, flüsterte Vyves, aber er lächelte und nahm es Aveline nicht übel, dass sie sich den schwierigen Namen nicht merken konnte.

Amicia sah ihn an. Sie und Abel besaßen überhaupt keinen Familiennamen, weshalb man sie bei dem Ort rief, an dem sie geboren worden waren, doch letztlich zählte nur, was heute verbindlich besiegelt wurde: Vyves und sie gehörten zueinander.

Vyves und Amicia. Amicia und Vyves. Um den Brunnen herum trat er auf sie zu und übergab ihr mit verschwörerischem Lächeln sein Brautgeschenk. Der Stein lag glatt in ihrer Hand – golden wie ihre Zukunft, klar wie ihre Bindung aneinander und in ihm eingeschlossen das Zeichen für Hoffnung und Geduld.

„Euer heutiges Versprechen ist bindend“, beendete Abel seine Ansprache. „Wenn einer von euch einen anderen nimmt, begeht er die Sünde der Bigamie. Ehe ich aber das Versprechen siegele, muss ich um Gottes Segen und Beistand beten.“ Er reichte Aveline den Vertrag, trat vor den Brunnen und kletterte auf die Mauer, als sei diese eine Stufe zu einem Altar.

Im nächsten Atemzug zerbarst die Stille. Metall klirrte, Holz splitterte, und mit dumpfem Krachen stürzte etwas zu Boden. Ein Schrei gellte in den Hof. Hufgeklapper und schwere Schritte folgten. Dann übertönte Avelines Schrei den Rest.

Amicias Gedächtnis fand keine Zeit, um Bilder zu speichern, nur zerstückelte Fetzen und Laute. Die Torflügel der Vorhalle brachen donnernd auf. Einen Wachmann, der zu fliehen versuchte, traf ein Schwerthieb in der Leibesmitte. Mit einem schwappenden Laut ergoss sich Blut auf den Stein, ehe der Tote zusammensackte. Zwei Reiter sprengten in den Hof, der vordere mit offenem Helm. Amicia sah ein junges, sommersprossiges Gesicht, dann schoss das Pferd an ihr vorbei, und eine Schar gerüsteter Männer stürmte hinterdrein. Im Nu war das schmale Viereck gefüllt. Vor verbeulten Brustpanzern hoben sich Lanzen, im blassen Licht glänzten Schwertklingen. Zwei Bewaffnete packten Aveline, die brüllte wie am Spieß. Der eine hielt sie bei den Schultern, der andere bei den Fußgelenken. Amicias Ehevertrag entglitt ihrer Hand und flatterte im Wind davon.

Was wollt ihr von uns?, versuchte Amicia zu schreien, *wir sind doch nur Kinder, die am Palmsonntag ein harmloses Spiel spielen!* Ihre Kehle aber war trocken wie Stroh, und eine Lähmung ergriff von ihren Gliedern Besitz. Es war Vyves, der zwischen Aveline und ihre Peiniger sprang, mit einem Todesmut, der unerträglich war. Einer der Männer packte sein Schwert bei der Klinge und schlug ihm den Knauf des Schaftes auf den Kopf. Vyves stürzte, blieb liegen, und der Mann hieb nach, als dresche er Korn. Über das Pflaster rann ein dünner Strom Blut. Von Neuem ergriffen die Männer Aveline, die jetzt nur noch wimmerte.

Zwei weitere Männer hatten ebenfalls die Schwerter gezogen, Anderthalbhänder, mit denen sie auf Abel zueilten. Der kniete noch immer auf der Brunnenmauer, hielt den Nacken gebeugt und bat Gott um Segen für Amicias Ehe. Steckte er so tief in seiner Austernschale mit Gott, dass er von alledem um sich herum nichts bemerkte? Erneut wollte Amicia schreien und konnte es nicht. *Nicht Abel. Nicht ihn!* Er war ein kleiner Junge, der den ganzen Tag Bücher studierte und niemandem etwas zuleide tat. Ihr Zwilling war er, die andere Hälfte, ohne die sie nicht vollständig war. Oft gab er sich lebensklug, doch in Wahrheit war er ein Kind und würde noch Jahre brauchen, um zu lernen, dass die Welt voll Übel war. Sie durften Abel nichts tun!

Das Schreien und Rasseln schwoll in Amicias Ohren zum Orkan. Einen Wimpernschlag lang, als der Reiter mit dem offenen Visier sein Pferd zur Seite lenkte, sah sie ein Gesicht. Neben dem Pferd stand ein Mann ohne Helm. Nein, kein Mann, sondern ein Junge, älter als Vyves, aber jünger, als der arme Thomas geworden war. Das Gesicht war von kalter, ebenmäßiger Schönheit, seine Augen brannten sich Amicia ein. Ungerührt stand der Junge dort, derweil ringsum Männer Amicias Leben in Stücke schlugen. Einer von ihnen stand vor dem betenden Abel auf der Brunnenmauer. Mit beiden Händen packte er den Schwertgriff und schwang die Waffe über seinen Kopf, doch ein anderer gebot ihm lässig Einhalt. Klirrend schob er das Schwert in die Scheide und stieß mit behandschuhten Händen Abel in den Rücken. Abel schrie nicht einmal. Er fiel vom Brunnenrand wie ein Apfel vom Baum.

Wie oft hatten sie in diesem Hof gestanden, endlose, sonnige Tage lang, hatten Steine in den Brunnen geworfen und gezählt, wie oft ihre Herzen schlugen, ehe die Steine ins Wasser platschten! Amicia konnte nicht anders, sie musste zählen: *sieben – acht – neun – zehn*. Das Geräusch tat ihren Ohren weh, und ihre Finger umklammerten ihr Brautgeschenk. Ihr Schrei gefror ihr in der Kehle.

Das Letzte, was sie erkannte, war das verzerrte Gesicht des fremden Jungen unter einem Himmel, der sich schwarz zuzog. Dann wurde sie von fremden Händen gepackt. Der Schlag gegen die Schläfe tat nicht einmal weh, sondern nahm ihr nur den Atem. Noch einen Schmerzensschrei hörte sie, marker-schütternd und so lang gezogen, als würde er nie mehr enden. Funken sprühten vor ihr auf, winzige Drachen, die Feuer spien, und gleich darauf spürte sie Sackleinen, das ihr die Wangen aufschürfte. Als ein zweiter Schlag ihre Stirn traf, ließ sie sich endlich fallen und sah nichts mehr als gnädige Schwärze.

Erster Teil: Torhaus von England

Isle of Wight, Quarr Abbey,
im späten Sommer des Jahres 1283

*„Sciatque abbas culpae pastoris incumbere, quidquid in ovibus paterfamilias utilitatis minus
potuerit invenire.“*

„Auch wisse der Abt: Die Schuld trifft den Hirten, wenn der Hausvater bei seinen Schafen
mangelnden Ertrag feststellt.“

Benediktsregel, 2.7

1

Seit dem Ende des Winters war Magdalene mit ihrem Herrn Matthew unterwegs. So nannte sie ihn, ihren Herrn Matthew, und er nannte sie Mag, weil er ihren Namen zu pompös für sie fand. Wer ihr den Namen gegeben habe, hatte er gefragt und vermutet, sie hätte ihn von Gilles, dem Frauenwirt, weil sich Mädchen mit klangvollen Namen teurer verkauften. Magdalene aber hatte ihren Namen schon, solange sie denken konnte, auch wenn es mit dem Denken bei ihr nicht weit her war, und woher sie ihn hatte, das wusste sie nicht.

„Nun schön“, hatte ihr Herr Matthew gesagt, und dasselbe sagte er auch an dem Morgen, an dem er abreisen wollte und sie mit blau geschlagenem Auge bei seinem Pferd gefunden hatte. Sie müsse mit ihm gehen, sagte sie. Gilles habe sie aus dem Haus geprügelt, um des Herrn Matthew willen, denn dass eine von seinen Hübschlerinnen so viel Gefallen an einem Kunden finde, das dulde er nicht. In Wahrheit hatte sie sich selbst aufs Auge gedroschen, so kräftig sie konnte. „Nun schön“, sagte ihr Herr Matthew und seufzte. „Was bleibt mir anderes übrig?“ Seither waren sie zusammen unterwegs.

Zuerst war sie neben ihm zu Fuß gegangen wie sein Diener Hugh, der eigentlich zu alt und zu versoffen war, um der Diener eines so grandiosen Herrn zu sein. Über die Schmerzen hatte sie tapfer kein Wort verloren, doch ihr Herr Matthew hielt irgendwann einfach das Pferd an, sprang ab und befahl ihr: „Zeig mir deine Füße.“ Widerstrebend hatte Magdalene ihm die eiternden Blasen auf ihren Sohlen gezeigt, und im nächsten Marktflecken kaufte er ihr ein Maultier, das er fortan bei seinem Pferd führte. Ohne einen Grund dafür zu nennen, schnitt er ihr das Haar wie einem Jungen, gab ihr Kleider von Hugh und rief sie Mag. Magdalene war damit zufrieden.

Er hätte sie Idiotin rufen und eine Narrenkappe tragen lassen können, sie wäre noch immer zufrieden gewesen.

Ihr Herr Matthew war beauftragt, Schulden einzutreiben. Kein schöner Auftrag für einen so schönen Ritter, fand Magdalene, aber das Geld, das er eintrieb, gehörte dem König, und der brauchte es für einen heiligen Krieg. So waren sie vom Norden, wo der Wind schneidend tobte, Meile um Meile nach Süden gezogen, auf London zu, wo der König auf das Geld wartete. Im Moment zogen sie über die Insel. Es würde Magdalene von Herzen wehtun, die Insel zu verlassen, denn sie hatte, solange sie denken konnte, nie einen so goldenen, sonnigen Ort gekannt und nirgendwo so wenig gefroren. In der Nacht, ehe sie einschlief, hörte sie das Meer rauschen, als flüstere es ein Nachtgebet, und bei Tag bekam sie im Überfluss zu essen. Mit ihrem Herrn Matthew aber wäre sie überall hingegangen, selbst in die Hölle oder in den ewigen Winter.

Sosehr Magdalene aufblühte, seit sie auf der Insel waren, so sehr verfiel Herr Matthew dem Ingrim und der schwarzen Galle. Auf seiner schönen Stirn stand eine steile Falte, er aß kaum, schlief noch weniger und sang auch nicht. Magdalene, die das Gras wachsen hörte, vernahm, wie ihr Herr Matthew in den Nächten schlaflos umherging. Als sie ihn danach fragte, gab er unwirsch Antwort: „Was geht das dich an? Kümmere dich um das, was im verdammten Kochtopf schmort, und stiehl mir nicht die Zeit.“

Eines Morgens, als der versoffene Hugh ihm die Waffen nicht schnell genug anreichte, versetzte er ihm eine Ohrfeige.

Magdalene erschrak bis ins Mark. Dass Herren ihr Gesinde schlugen, war der Lauf der Welt, doch bei Sir Matthew hatte sie es nie erlebt. Er mochte wild und ungebärdig sein, und gefährlich war er ohne Zweifel, denn sonst hätten nicht all die säumigen Zahler ihm das Geld für den König ausgehändigt, aber er hatte nie einem von ihnen Schmerz zugefügt. Er hatte die Blasen an ihren Sohlen verarztet und Hugh Arznei gekauft, als der sich den Magen verdorben hatte. Er teilte sein Fleisch mit ihnen und ließ sie in seiner Nähe und unter wollenen Decken schlafen. Mit dem alten Hugh sprach er wie ein Mann zum anderen, obgleich jener ihm nicht antworten konnte. Hugh konnte auch jetzt, als er die Ohrfeige einstecken musste, nicht schreien. Hugh war stumm. Er hatte keine Zunge.

Sir Matthew starrte erst seine Hand an, dann die gerötete Wange des Dieners. Er fuhr herum und entdeckte hinter sich Magdalene, der Tränen aus den Augen strömten. „Hör auf zu heulen!“, fuhr er sie an. „Oder willst du dir auch eine fangen?“

Ja, mein Herr, dachte Magdalene. Wenn es dir hilft, deinen Frieden zu finden, will ich auch das. Vor allem will ich, dass dich die Scham nicht so quält – schon gar nicht für etwas, das jeder andere Herr schon längst getan hätte.

Kurz schien es, als hole Sir Matthew tatsächlich aus, dann ließ er die Hand schwer in den Schoß fallen. „Geht hinauf in die Kammer“, sagte er. „Lasst euch zum Abend vom Braten geben. Ich komme erst spät zurück.“

Hugh und Magdalene tauschten einen Blick. Der Diener wollte seinem Herrn zu Hilfe eilen, aber Matthew winkte ab, beendete die Arbeit mit den Waffen und ging, um sein Pferd zu holen. Das Pferd war ein heller Fuchs; die leuchtende Farbe seines Fells ähnelte der von Sir Matthews Haar. Über hundert Pfund sei es wert, tuschelten die Leute, und wie sein Reiter war es ein Wesen, von dessen Schönheit man den Blick nicht abwenden konnte.

Es trug einen seltsamen Namen, den Magdalene tagelang hatte üben müssen: Althaimenes. „Es ist verrückt, einem Pferd einen so langen Namen zu geben!“, war es ihr entfahren. Statt ihr böse zu sein, hatte Sir Matthew gelacht, was er kaum je tat, und behauptet, sein Pferd sei auch verrückt und dafür liebe er es. Magdalene wäre auch jetzt gern mit ihm gegangen, aber sie wusste: Wenn ihm überhaupt jemand helfen konnte, dann war es das Pferd. Von keinem Menschen sagte Sir Matthew je, dass er ihn liebte.

In allen Teilen des Landes, die Magdalene auf der Reise gesehen hatte, wüteten Mangel und Hunger, aber auf der Insel herrschte Fülle. Das Korn stand hoch, die Kronen der Bäume hingen schwer von Früchten, und das Gasthaus, in dem sie logierten, war eines Ritters würdig. Der Spießbraten, den der Wirt anbot, duftete hinaus in den Spätsommerabend. Er wurde mit gebackenen Äpfeln und Zwetschgen serviert, und wie so oft kippte Hugh sich dazu krugweise starkes Ale in den Schlund.

Magdalene stand der Sinn nicht nach Essen, denn ihre Gedanken kreisten um Sir Matthew. Als der Diener mit schwerem Kopf in Schlaf fiel, streifte sie die Männerkleider ab und zog sich ihr Kleid mit den Ziermünzen an, von dem Sir Matthew nicht wusste, dass sie es aufbewahrte. Mit dem gestutzten Haar ließ sich nicht viel anfangen, aber sie striegelte es mit dem Hornkamm, bis es unter ihren Fingern knisterte. Dann verbarg sie sich unter ihrer Decke und wartete auf ihren Herrn.

So lautlos, wie er ins Zimmer kam, so lärmend schleuderte er Helm und Kettenhemd fort. Statt sich erschöpft aufs Bett zu werfen, setzte er sich auf den Rand und starrte in die Finsternis.

Magdalene steckte die Kerze an und legte ihm zart die Hand auf den Mund. „Erschreckt nicht, Mylord.“ In den Jahren, in denen sie vom Verkauf ihrer Liebe gelebt hatte, hatte sie gelernt, so mit Männern umzugehen. Herr Matthew hatte ihr verboten, sich wie eine Hure zu betragen, doch das zählte jetzt nicht. Sie wollte ihn trösten, und sie kannte keinen besseren Weg.